Nummer 39 — Beiblatt zum „Berliner Tageblatt" — 28. September 1896

Der Zeitgeist

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: Heinrich Nicolai in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Italienische Eisenbahnverhältnisse.

Von **Dr. Hans Barth.** [Nachdruck verboten.]

Rom, im September.

Die italienische Eisenbahnmisère ist keine neue Erscheinung; im Gegentheil wird schon seit langen Jahren darüber geklagt, daß die Bahngesellschaften sich grundsätzlich davor hüten, gutes, modernes Material einzustellen, daß die Waggons zweiter Klasse von Schmutz triefen, daß es häufig hineinregnet, und daß endlich die Wagen dritter Klasse auf einer Stufe mit Hundeställen rangiren. Natürlich hat die Bahnverwaltung all diese Klagen hochmüthig ignorirt und würde es heute dem murrenden Personal gegenüber wohl ebenso gemacht haben, wenn dieses nicht, 80,000 Mann stark, sich organisirt und schließlich gar mit einem allgemeinen Streik gedroht hätte. Nolens volens mußten also Gesellschaften und Regierung nachgeben — letztere namentlich, weil sie bekanntlich bis dato von der Laune der um die Gunst des Bahnpersonals buhlenden radikalen Linken abhängt, und so wurde, um die Erregung zu beschwichtigen, eine Enquetekommission eingesetzt, die prüfen, untersuchen, vorschlagen, reformiren soll. Nur schade, daß, wie es den Anschein hat, diese Kommission etwas allzu sehr unter dem mächtigen Einflusse der Bahngesellschaften steht, so daß die Interessen der Bahnbeamten und der Arbeiterschaft schließlich kaum besondere Förderung finden werden. Wie es dem Bahnpersonal ergeht, erfahren wir mittlerweile aus den Indiskretionen der „Tribuna" und anderer Blätter. Wer von den Angestellten sich nicht helfen kann, sind die „pezzi grossi", die Direktoren, Oberingenieure u. s. w., von denen der Generaldirektor allein 400,000 — schreibe vierhundert tausend Francs **Gratifikation** bezieht, während sich die anderen großen Herren mit Bagatellen von 100,000 Francs behelfen müssen. Die Armen! Zur Linderung ihrer Noth haben sie übrigens ständige Freibillets erster Klasse für sich, ihre Familien, ihre Freunde und Bekannten; eventuell stehen ihnen auch reservirte Kupees zur Verfügung, während die Uebrigen, das heißt die bezahlenden Reisenden, wie die Heringe zusammengepfercht werden; wobei allerdings zu bemerken ist, daß nur in der dritten Klasse im Allgemeinen der volle Tarif bezahlt wird, während die Passagiere zweiter Klasse aus diesem oder jenem Grunde nur ermäßigte Preise — bis zu 75 Prozent — zu entrichten haben. Der glänzenden Lage der „leidenden Kreise" im Eisenbahnpersonal steht das Elend und die jammervolle Bezahlung der übrigen Angestellten schroff gegenüber. Ein armer Teufel von Assistent (der häufig zugleich als Vorstand, Kassirer, Telegraphist u. s. w. funktioniren muß) bezieht nach siebzehn Dienstjahren, falls er zu seinem Glück weder Rüge noch Strafe auf dem Kerbholz hat, ganze 119 Lire netto pro Monat, nach Abzug der Einkommensteuer und Pensionskasse (letztere allein 4½ Prozent, wovon 1½ Prozent à fonds perdu). Das Maximum von 2100 Lire (gleich 1680 Mark), wovon noch sämmtliche Steuern u. s. w. abgehen, erhält der Assistent erst, wenn er halb zu Tode geschunden und verbraucht ist. Noch fataler steht es natürlich mit dem Bahnarbeiter, der mit 1,70 Lire Tagelohn in den Dienst tritt und es nach zwanzig Jahren bis zu 1,80 oder höchstens 1,90 Lire bringt! Eine Statistik über die Löhne der Maschinisten, Schaffner ꝛc. liegt uns leider zur Zeit nicht vor, doch dürften auch diese Beamten kaum auf Rosen gebettet sein. Im Interesse Italiens und des reisenden Publikums ist eine Aenderung dieser unseligen Verhältnisse dringend zu wünschen; aber wird die Regierung den Muth haben, sich den allmächtigen Geldsäcken der Privatverwaltung zu oktroyiren? Einmal mit Mühe und Noth ein Generalstreik verhindert worden; ob dies auch ein zweites Mal geschehen wird, ist zweifelhaft. Das Personal ist im Allgemeinen gut, verfiebert seinen Dienst mit Aufopferung und Resignation, wie die fast ununterbrochene Sicherheit des Betriebes darthut; es hat sich von den Gesellschaften bisher auch die unglaublichsten Chikanen gefallen lassen, zum Beispiel, daß die zum Militärdienst oder zu Uebungen eingezogenen Beamten, trotz ausdrücklicher Verpflichtung, von der Verwaltung nachher nicht wieder angestellt wurden. Aber bereits macht sich unter dem Heere der Bahnangestellten eine Stimmung bemerkbar, die auf nichts Gutes schließen läßt und wenn nicht die exploitirenden Gesellschaften, so doch mindestens die Regierung zu sofortigem Handeln bestimmen sollte.

* * *

Ueber die italienische Eisenbahnidylle äußern sich auch die unabhängigen Blätter sehr bezeichnend. Eugenio Checchi erzählt im „Fanfulla", auf welch drastische Weise sich der Abgeordnete Finzi — ein alter Freiheitskämpe, der für sein Vaterland in den österreichischen Kerkern geschmachtet — zu helfen wußte. Eines Abends wollte Finzi in Florenz den Zug besteigen; allein obschon zahlreiches Publikum mitreisen sollte, war weder in erster noch zweiter Klasse ein Kupee frei; überall hingen die ominösen Zettel mit dem protzigen „Riservato". Was thut Finzi? Er versucht vergebens, mit seiner herkulischen Kraft die Thür eines Kupees zu öffnen, worin irgend einer der Eisenbahnbonzen sich behaglich dehnt. Als die Thür widerstand, ergriff er ohne weiteres seinen Koffer und schleuderte ihr mit gewaltigem Wurf durch das Fenster ins Innere. Den entsetzt herbei eilenden Polizisten und Beamten aber herrschte er zu: „Oeffnen Sie sofort! Und sagen Sie Ihren Herren, daß ich es zerbrochen habe, und daß ich der Abgeordnete Finzi bin!"

Selbstverständlich war darauf Alles mäuschenstill. — Interessant ist auch, was der „Messaggero" schreibt, nachdem er unter anderem von der angeblichen Gratisbochzeitsreise von Crispis Schwiegersohn, Fürsten Lingnaglossa, mit seiner jungen Gattin erzählt: „Senatoren und Deputirte zahlen überhaupt nie, sind aber dafür so arrogant, daß jeder von ihnen ein eigenes Kupee beanspruht, mögen auch die anderen Reisenden so zusammengedrängt sein wie die Heringe. Den Ministern und Unterstaatssekretären genügt ein Kupee nicht mehr, sie wollen gleich einen ganzen Schlaf- oder Salonwagen.*) Dabei hat jeder Minister, Unterstaatssekretär, Kabinetschef, Senator oder Deputirter Verwandte und Freunde, die er gleichfalls gratis reisen läßt. Es folgen darauf Diejenigen, die mit einem Rabatt von 50 oder 75 Prozent reisen, als da sind: Offiziere, Beamte, Angestellte mit ihren Familien, Wähler, die unter dem Vorwande der Wahl eine spottbillige Vergnügungsreise nach ihrer Heimath machen. Natürlich bezahlt für alle diese Leute der Staat (das heißt der Steuerzahler), der z. B. im vergangenen Jahre den Bahnverwaltungen für Personentransporte nicht weniger als 85 Millionen zurückerstatten mußte. — In der dritten Klasse, wo die misera plebs reist, zahlen dafür Alle den vollständigen Tarif. Und vielleicht werden sie gerade deshalb so brutal behandelt. Leute, die bezahlen, verdienen keine Achtung." So der „Messaggero". Und die „Italia del Popolo" spricht in Folgendem nur die blutige Wahrheit: „Das herrschende Prinzip ist bei uns die Verachtung des Armen, er wird als halbes Thier betrachtet. Möchte man doch den Reisenden dritter Klasse am liebsten der Fürsorge der Thierschutzgesellschaften anempfehlen! ... Kommt der Italiener aus Oesterreich, Frankreich, der Schweiz per Bahn in die Heimath zurück, so erfaßt ihn eine Gefühl tiefer Demüthigung; er denkt: „Da bin ich also wieder, mitten im Schmutz und in der Lumperei!" Denn thatsächlich ist ein schweizerischer, österreichischer oder französischer Wagen dritter Klasse reinlicher gehalten als einer erster Klasse in Italien. Unsere Wagen dritter Klasse sind im Vergleich zu denen anderer Länder „Müllkasten". Das Eisenbahnpersonal ist weit schlechter gekleidet, die Behandlung der Passagiere dritter Klasse eine ganz andere. Waren sie vor der Grenze Menschen, so werden sie nunmehr Waare ... Und dabei wäre es der Regierung so leicht, die Bahngesellschaften zur menschlichen Behandlung der Leute zu zwingen. Aber daran denkt die Regierung natürlich nicht; denn sie unterhält ihren Schwarm von Inspektoren, Kontroleuren, Eisenbahnärzten u. s. w. lediglich, um sie auf Kosten des Publikums zu füttern ..."

*) Dies ist in letzter Zeit hauptsächlich dank den Bemühungen des Arbeitsministers Saracco etwas besser geworden.

In spanischer Kriegsgefangenschaft.

Eine Episode aus dem französisch-spanischen Kriege von 1808.

Von **Prof. Dr. A. Sulzbach** (-Frankfurt a. M.). [Nachdruck verboten.]

Portugal war unter die Herrschaft Frankreichs gekommen. Die Herrschaft des Hauses Braganza hatte ein unrühmliches Ende genommen, der Regent Johann hatte in der Flucht sein Heil gesucht, und Lissabon fiel ohne Schwertstreich in die Hand Junots, dem Napoleon für seine rasche Eroberung Portugals den Titel des Herzogs von Abrantes verlieh. In Spanien führte indeß Karl IV. noch immer sein Scheinregiment, das aber auch bald inmitten des häuslichen Zwistes mit seinem Sohne zusammenbrach; Beide, Vater und Sohn, übrigens einander würdig, gingen in die Falle, die Napoleon ihnen gestellt, und Spanien wurde zu einem großen Theile von französischen Truppen besetzt. Jetzt aber fing es in Spanien zu gähren an, die Empörung dehnte sich alsdann über das ganze Land aus, und ein verhängnißvoller Guerillakrieg war die Folge der Okkupation. In den Anfang dieser Erhebungen fällt eine Episode, die uns zeigt, wie gewaltig der Haß war, der die Herzen der Spanier gegen alles Französische erfüllte, und wie bedeutend die Kräfte sein mußten, die diesen Haß zu entflammen und zu erhalten wußten; von der Achtung eines Rechts, auf welches sogar der Missethäter einen Anspruch hat, um wie vielmehr der Kriegsgefangene, war hier keine Rede. Lust an Grausamkeiten zeigten hier auch Diejenigen, die am ersten berufen waren, das Recht des Schwachen zu schützen.

In seinen „Erinnerungen" schildert uns General Paulin unter anderem die Zeit seiner Gefangenschaft vom 31. Mai bis Ende Dezember des Jahres 1808 (Paris, 1895. Plon, Nourrit u. Co.). Es ist diese Partie eine der interessantesten und am ausführlichsten behandelten in diesem Buche, das so viel zu erzählen weiß. Denn Paulin ist fast überall dabei gewesen; in seiner Eigenschaft als Genieoffizier war er in Italien sowohl wie in Polen thätig, hatte die Belagerung Danzigs mitgemacht und war Augenzeuge der Tilsiter Zusammenkunft, nahm an der Okkupation Spaniens Theil und war thätig in der Schlacht bei Wagram u. s. w. u. s. w. Auch wurden ihm bisweilen wichtige politische Missionen aufgetragen, und eine solche hatte er zu erfüllen, als er im Mai des Jahres 1808 in Burgos bei der Okkupationsarmee in Spanien stand.

Die Feindseligkeiten hatten schon überall begonnen, nachdem Murat in Madrid den Versuch einer Empörung blutig niedergeschlagen hatte, als Paulin vom Kommandanten der französischen Streitkräfte in Alt-Kastilien, dem Herzog von Istrien, den Befehl erhielt, auf der Stelle nach Lissabon zu eilen und Junot eine kaiserliche Depesche, die unter keinen Umständen in die Hand des Feindes fallen durfte, so schnell wie möglich zu überbringen. Das war am 16. Mai. Mit leichtem Gepäck, aber wohlbewaffnet ging es fort, und nach vier Tagen unausgesetzten Reitens langte Paulin in Lissabon an. Der Ritt durch diese theils unwegsamen Gegenden mitten in einer erregten Bevölkerung war nicht ungefährlich. Doch kam er unversehrt bis Madrid. Hier, wo er, um sich zu erholen und etwas zu essen, ein Gasthaus aufsuchte, traf er den Bataillonschef Sommer, einen früheren Bekannten aus Polen, und den Hauptmann Galbois, die ebenfalls Depeschen an Junot nach Lissabon zu überbringen hatten. Nun ging die Reise gemeinsam weiter, und man freute sich, in der Grenzfestung Badajoz, in welche sie ohne Schwierigkeiten eintraten, sich nach dem anstrengenden Ritte erfrischen und erholen zu können. Aber das Gerücht, drei französische Offiziere seien in der Stadt, lockte viel Volk vor das Gasthaus, in welchem die Fremden speisten, das die Herauskommenden mit Geschrei und Gezohle empfing. Diese bestiegen jedoch rasch ihre Pferde, sprengten durch die Haufen, Peitschenhiebe austheilend, die mit Steinwürfen quittirt wurden.

Von dieser spanischen Grenzfestung nach der gegenüberliegenden portugiesischen Festung Elvas ist nur eine kurze Strecke, dort waren die Reiter geborgen, denn sie befanden sich in einem gegenwärtig französischen Lande; den militärischen Pflichten, dem Festungskommandanten General Kellermann

Der Künstler in der modernen Gesellschaft.

Von **Charles Gounod.*)** [Nachdruck verboten.]

Die ungeheuere Ausdehnung der geselligen Beziehungen in der modernen Welt hat auf das Leben und die Werke des Künstlers einen bedeutenden und, wenn ich nicht irre, eher verderblichen als heilsamen Einfluß ausgeübt.

Früher — und dieses früher liegt noch nicht so sehr weit hinter uns — betrachtete man mit vollem Recht den Künstler nicht minder als den Gelehrten als das Glied einer jener großen, von den Arbeitern des Gedankens gebildeten Körperschaften; man sah in ihm eine Art Klausner, dessen Zelle heilig und unverletzlich war; man suchte sich ein Gewissen daraus, ihn herauszureißen aus der Stille und gesammelten Stimmung, ohne welche die geistige Empfängniß und Erschaffung lebenskräftiger Werke, welche der Zeit trotzen — jener unbestechlichen Richterin, die „nicht verschont, was ohne sie entsteht" —, schwierig, ja unmöglich ist.

Heutzutage gehört der Künstler nicht mehr sich selbst: er gehört Allen; er ist mehr als Schießscheibe, er ist Beute. Sein persönliches, produktives Leben wird von den vermeintlichen Pflichten gegen die Gesellschaft fast gänzlich absorbirt, konfiszirt, entwerthet; er erstickt in dem Gewebe künstlicher, steriler Obliegenheiten, welche so viele Stunden ausfüllen, denen es an einem ernsten Ziel und einer höheren Triebkraft fehlt. Mit einem Worte, er wird von der Welt „verschlungen".

Was versteht man unter „Welt"? Es ist die Menge derer, welche sich vor der Langeweile fürchten, und welche sich selbst zu entgehen suchen, aus Angst, mit sich allein zu sein.

Wenn man ausrechnet, wie viel Stunden dem Künstler für das Schaffen dadurch verloren gehen, daß sich eine stets im Wachsen befindliche Menge kleiner Verpflichtungen und Anforderungen die Ausführung seiner Tage streitig macht, so fragt man sich, durch welches Mehraufgebot an Thätigkeit, durch welchen Aufwand an Konzentration er die Zeit finden kann, seiner ersten Pflicht gerecht zu werden, nämlich der, dem Berufe Ehre zu machen, welchen er gewählt hat, und welchem das beste Theil seiner Kräfte und das ursprünglichste Quantum seiner Fähigkeiten zukommt.

Es muß zugegeben werden, daß die moderne Gesellschaft, indem sie die Schranken fallen ließ, mit denen geringschätzige Gleichgiltigkeit vielleicht mehr noch als verständnißvolle Zurückhaltung lange den Künstler umgeben hatte, ihm einen Schaden zugefügt hat, der durch keinen der Reize, über den sie verfügt, aufzuwiegen ist.

Molière, welcher alle Verkehrtheiten des menschlichen Lebens mit so tiefem Blick erforscht und mit so sicherer Hand gezeichnet hat, richtete über diesen Gegenstand an den großen Minister Colbert Worte der höchsten Weisheit und gesündesten Philosophie:

„Besuch und Studium ist im Wesen zweierlei.
Wer sich dem Hof ergiebt, ist für die Kunst nicht frei;
Zersplittert' Geist nur schwer Vollendung schaffen kann,
Soll das Genie gedeih'n, so braucht's den ganzen Mann."

Was kann wohl ein Geist hervorbringen, der durch Abendgesellschaften, Diners außer dem Hause, fortwährende Berufungen zu allerhand Vereinen und Versammlungen beständig „geviertheilt" wird, der unablässig bestürmt wird durch eine Flutth von Briefen, deren Dringlichkeit ihm keinen Augenblick Ruhe läßt, und deren strafbare Vertaßer herzlich wenig daran denken, sich zu sagen: „Dem Manne stehle ich ja seine Zeit, seine Gedanken, sein Leben"; mit einem Worte, der das Opfer jener tausenderlei kleinen Tyranneien ist, welche die große Tyrannei der Zudringlichkeit des Publikums ausmachen!

Und dann die Besucher! Jene Menge Neugieriger und Beschäftigungsloser, welche von früh bis spät seine Thür belagern! Man wird einwenden: „Es ist eure eigene Schuld; ihr braucht eure Thür nur zu verschließen." Recht schön, doch da kommen Empfehlungsschreiben, deren-Trägern man oft schwerlich den Dienst verweigern kann, um welchen Sie bitten; so ergiebt man sich in das Unvermeidliche ..... und der Besucher wird eingelassen.

„Verzeihung, mein Herr, ich störe!"

„Allerdings, mein Herr!"

„Dann entschuldigen Sie, bitte; ich gehe, ich werde ein anderes Mal wiederkommen ....."

„Bitte, nein! ....."

„Wann kann man Sie denn sprechen, ohne daß man stört?"

„Mein Herr, man stört mich immer, wenn ich zu Hause bin."

„Wirklich? Sie sind also immer sehr beschäftigt?"

„Immer, wenn man mich nicht stört."

„Ach, das thut mir sehr leid! ..... Doch ich will Sie nur auf ein paar Minuten in Anspruch nehmen ....."

„Mein Gott, das ist Zeit genug, um einen Menschen zu köpfen, geschweige denn einen Gedanken; doch da Sie einmal da sind, reden Sie!"

So geht es jeden Tag, und ich rede hier nur vom Künstler im Allgemeinen. Es giebt eine gewisse Kategorie, welche in dieser Beziehung ganz ausnahmsweise privilegirt ist; es ist die der Musiker. Der Maler und der Bildhauer erzwingt sich seine ungestörte Arbeitszeit mit Leichtigkeit durch die erbarmungslose Loosung: „Modellsitzung" und kann schlimmsten Falles in Gegenwart des Besuches den Pinsel oder Meißel weiterführen. Mit dem Tonkünstler hingegen steht die Sache ganz anders. Da er während des Tages arbeiten kann, raubt man ihm zur Unterhaltung der Salons seine Abende; und da er des Abends arbeiten kann, verschwendet man ihm, zerbröckelt man ihm ohne jedes Bedenken seine Tage. Uebrigens ist das Komponiren ja so leicht! Es erheischt gar keine Arbeit! Es kommt von selbst, ist bloße Eingebung!

Man kann sich nicht vorstellen, wie unberechenbar die Zahl indiskreter Ansuche und Bittstellungen ist, denen der Musiker täglich ausgesetzt ist. Alles, was existirt an Klavierspielern, Geigern, Sängern, Komponisten, lyrischen und nichtlyrischen Dichterlingen, Musiklehrern, Erfindern von Methoden, Theorien, Systemen, Begründern von Zeitschriften, welche ihn mit Abonnementsofferten verfolgen, — von den Autographen- und Photographiensammlern, Album- und Fächerlendern und tausenderlei Anderen ganz abgesehen, — das ist die schreckliche Horde, welche den Musiker gewissermaßen zu einem Nationaleigenthum macht, das dem Publikum zu jeder Stunde des Tages offen steht.

*) Aus dem demnächst im Verlage von L. Frankenstein in Wien erscheinenden Werke „Aufzeichnungen eines Künstlers" von Charles Gounod.